Michaela Hellmann, Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung, Hannover

Erziehungs- und Bildungspartnerschaft – der ungehobene Schatz?

Die Erziehungs- und Bildungspartnerschaft stellt einen bisher noch ungehobenen Schatz dar. Um diese Wichtigkeit und Notwendigkeit der Erziehungs- und Bildungspartnerschaft zu verdeutlichen, werde ich im Folgenden kurz auf die Anforderungen an Familien und ihre sozialen Netzwerke eingehen, anschließend anhand von Handlungsansätzen vorstellen, was unter Erziehungs- und Bildungspartnerschaft verstanden werden kann, und welche Chancen vor allem die Verbindung eröffnet, sowie exemplarisch einige Voraussetzungen einer Erziehungs- und Bildungspartnerschaft nennen.

Hintergrund – Anforderungen an Familien und andere Betreuungspersonen

Die entscheidende Rolle von Familien für den Bildungserfolg und letztlich für die zukünftigen Lebenschancen von Kindern wurde bereits im Beitrag von Herrn Textor deutlich. Dabei ist „Familie“ nicht wie im Denken Vieler – auch mancher Politiker – nur als Hausgemeinschaft von (verheirateten) Eltern mit minderjährigen Kindern zu begreifen. Vielmehr ist die Bestimmung aus dem vierten Familienbericht noch immer aktuell: „Familie kann unabhängig von räumlicher und zeitlicher Zusammengehörigkeit als Folge von Generationen angesehen werden, die biologisch und rechtlich miteinander verbunden sind“ (BMJFFG 1986, S. 14)[1]. Angesichts von zunehmenden Scheidungs- und Trennungszahlen, dem Eingehen von neuen Partnerbeziehungen oder Wiederheiraten sind Familien-Netzwerke entstanden, wie sie in der Abbildung 1 dargestellt sind.

Dass Familie nicht nur die Gemeinschaft von Eltern mit minderjährigen Kindern ist, zeigt sich darin, dass es z.B. selbstverständlich geworden ist, Alleinerziehende mit ihren Kindern ebenso als Familie zu begreifen. Darüber hinaus findet „Familie“ in vielfältigen Konstellationen nebeneinander und in biographischer Betrachtung auch nacheinander, vor allem immer mehr über Haushaltsgrenzen hinweg statt. Hierzu zählen z.B. neben ehelichen und nichtehelichen Patchwork-Lebensgemeinschaften mit den zugehörigen und gemeinsamen Kindern, Eltern ohne Kinder im Haushalt, ebenso wie allein lebende erwachsene Kinder oder ältere Frauen und Männer in so genannten „Single-Haushalten“ usw.. Familien sind insofern als soziale Netzwerke aller Generationen in den Blick zu nehmen, denn Familienleben endet weder für die erwachsenen Kinder noch

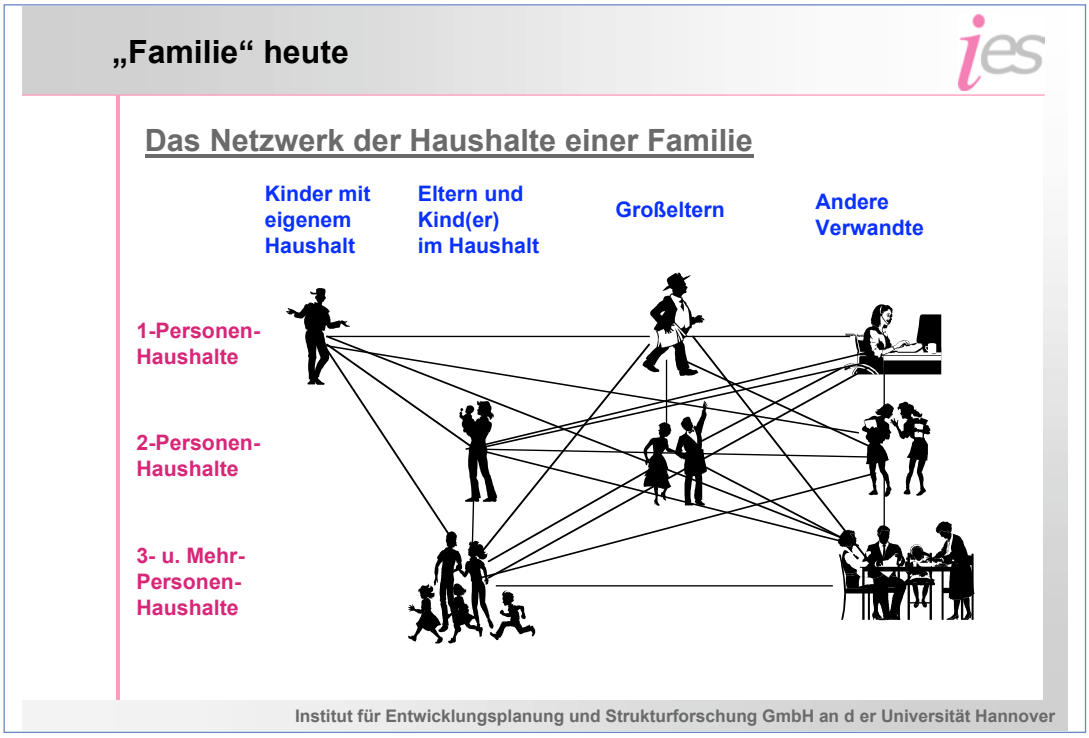

Abb. 1

1) Um den gesellschaftlichen Entwicklungen gerecht werden zu können, ist ein Familienbegriff nötig, der „Familie“ als Netzwerk von verwandtschaftlich und generationenübergreifend miteinander verbundenen Mitgliedern begreift, die in einem oder mehreren Haushalten leben und füreinander Verantwortung tragen. Dieses Verständnis wird ähnlich seit etwa zwei Jahrzehnten vom Institut für Entwicklungsplanung und Strukturforschung GmbH (ies) vertreten und ist mittlerweile vielerorts akzeptiert.

für ihre Eltern mit dem Auszug aus dem Elternhaus. Denn auch wenn sie allein wohnen, kümmern sie sich weiterhin umeinander, und es werden umfangreiche Leistungen z.B. bei der Versorgung pflegebedürftiger oder hochbetagter Großeltern oder – umgekehrt – bei der Kinderbetreuung oder -pflege durch die Großeltern erbracht[2]. Im Folgenden ist mit dem Begriff „Familie“ dieses Netzwerk gemeint; aufgrund der Facettenvielfalt von Familie wird der Begriff „Eltern“ synonym verwendet für diejenigen Erwachsenen, die Kinder in der jeweiligen Familie fördern und erziehen.

Neben den umfangreichen Leistungen sind in Familien immer mehr und vor allem ständig neue Anforderungen zu bewältigen und es werden kontinuierlich weitere Kompetenzen erforderlich.

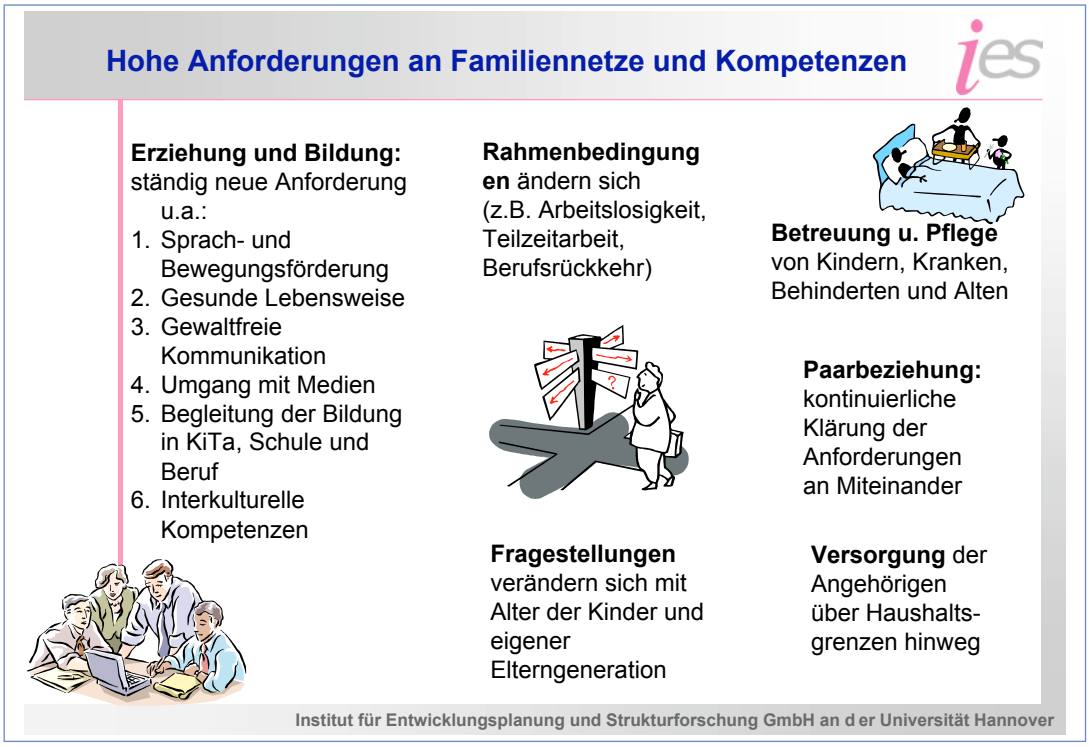

Abb. 2

Hier sei nur schlaglichtartig genannt:

- Mehr als 75 Prozent der Pflegebedürftigen werden zuhause in der Familie (zumeist von den Frauen) versorgt und gepflegt. Zudem leben z.B. allein von den Menschen mit schweren geistigen Behinderungen ca. 60 Prozent der erwachsenen Frauen und Männer in ihrer Familie und werden dort versorgt und betreut.
- Mit zunehmendem Alter der Kinder und auch der eigenen Elterngenerationen stellen sich immer neue Fragen, vor allem an die sog. „Sandwich-Generation“ der 40- bis etwa 60-Jährigen. Sie haben gegebenenfalls schon in naher Zukunft die Versorgung ihrer Kinder und Jugendlichen mit der eigener Eltern(-teile) und darüber hinaus mit den – auch zukünftigen – beruflichen Entwicklungen in Einklang zu bringen.
- Vor allem im Bereich der Erziehung und Bildung von Kindern und Jugendlichen sind ständig neue Kompetenzen von den Eltern und allen anderen betreuenden Familienmitgliedern gefordert: Neue Erkenntnisse in der Sprach- und Bewegungsförderung sind z.B. für die Frühförderung der eigenen Kinder zu berücksichtigen und eine möglichst gewaltfreie Kommunikation einzuüben. Vor allem interkulturelle Kompetenzen gewinnen angesichts der Veränderungen von Arbeitsmärkten und wahrscheinlich weiter zunehmender Migration von Familien (in Europa) weiter an Bedeutung. Hinzu kommen nach den letzten bundesweiten Untersuchungen im Bereich der gesundheitlichen Versorgung und Förderung insbesondere bei Kindern und Jugendlichen gravierende Mängel. Studien in Österreich stellten z.B. fest, dass durch Bewegungsmangel in Kombination mit „Fastfood“ und Konsum von Cola-Getränken etwa ein Drittel der Zwölfjährigen an Altersostheopatie leidet – ein Anteil, der in Deutschland wahrscheinlich nicht geringer ausfallen dürfte. Zugleich werden Themen wie die Förderung einer gesunden Lebensweise offenbar immer noch vor allem Frauen zugeschrieben. Nach der neuesten Zeitbudget-Erhebung lassen

2) Häufig sind auch Freunde und Nachbarn in solche Netze eingebunden. Der Grad der gegenseitigen Verpflichtung und Verbindlichkeit zwischen Familienmitgliedern und -haushalten ist in Freundschaften und Nachbarschaften jedoch selten (in gleicher Weise) gegeben.

sich 72 Prozent der 20- bis 25jährigen Männer entweder durch ihre Mütter oder ihre Lebenspartnerinnen verköstigen, d.h. sie kümmern sich auch nicht um den Einkauf, Kochen oder Geschirrspülen (ein Anteil, der seit der letzten Erhebung von 1991 noch angestiegen ist).

Die Vielfalt solcher Anforderungen führt neben ungünstigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen[3] dazu, dass auch sog. „intakte" Familien häufig überfordert sind, wenn keine verlässlichen außerfamiliären Angebote zur Verfügung stehen, wie z.B. wohnortnahe Betreuungs- und Tagespflegeeinrichtungen für Kinder oder pflegebedürftige Angehörige. Ungünstige Bedingungen für Frauen und Männer, Beruf und Familie vereinbaren zu können, kommen noch erschwerend hinzu.

Vor dem Hintergrund der Vielzahl von Erwartungen, die an Familien und ihre Mitglieder gerichtet werden, rücken Fragen zu familienbezogenen Kompetenzen verstärkt ins Zentrum familien- und bildungspolitischer Diskussionen. Vor allem durch Schulvergleichsstudien wie PISA oder IGLU wurde gezeigt, dass Schulerfolg in Deutschland – wie in keinem vergleichbaren Staat – zu sehr vom sozialen Hintergrund (Einkommen und Vorbildung) der Eltern abhängig ist. Herkömmliche Formen der Elternpflegschaft, Elternvertretung und Elternarbeit reichen deshalb nicht mehr aus, um für Kinder gute oder optimale Bedingungen für ihre Entwicklung zu schaffen. Sie berücksichtigen vor allem zu wenig die Situation so genannter sozial belasteter Familien und bleiben hinter den Möglichkeiten zurück, die in anderen europäischen Ländern mittlerweile üblich sind. Die Notwendigkeit, Eltern in ihrer Erziehungskompetenz zu stärken und eine neue Qualität im Zusammenwirken von Einrichtungen und Eltern in der Erziehung und Bildung von Kindern zu erreichen, wird damit immer bedeutungsvoller.

Diese neue Qualität des Zusammenwirkens oder -arbeitens wird zum einen mit dem Begriff „Erziehungspartnerschaft" belegt. Er bezeichnet ein Verantwortungsverhältnis zwischen Kindertageseinrichtungen (oder seltener Schule) und Elternschaft, in dem beide Teile die Verantwortung für das Wohl und die Förderung des Kindes übernehmen.

Die neuere Bezeichnung „Bildungspartnerschaft" wurde in Fachkreisen und einigen Bundesländern angesichts der Debatte um Bildungsfragen im Kleinkindalter und in Kindertageseinrichtungen eingeführt. Die gemeinsame Verantwortung von Einrichtung und Eltern beinhaltet hier den Austausch von Erfahrungen und Wissen über den Bildungstand der Kinder, um Lernprozesse z.B. in der Sprachentwicklung frühzeitig zu fördern.

Angesichts der Kompetenzförderung und des -erwerbs von Kindern sind solche „Partnerschaften" meines Erachtens nicht nur auf neue Formen der Elternarbeit und -mitwirkung in Kindertageseinrichtungen oder auf das Verhältnis von Schule und Eltern zu beziehen. Gerade unter fachpädagogischen und bildungspolitischen Gesichtspunkten ist vielmehr eine – auch begriffliche – Verknüpfung von Erziehungs- und Bildungspartnerschaft sinnvoll und notwendig. Sie erlaubt, Prozesse des Kompetenzerwerbs als eigenständige und umfassende, in sozialen Beziehungen stattfindende Lernprozesse zu begreifen, an denen Eltern, familiäre Netze und das gesamte soziale Umfeld beteiligt sind. Insofern stellt eine solche „Erziehungs- und Bildungspartnerschaft" einen bisher ungehobenen Schatz dar. Sie legt auch den Akzent auf die notwendige Kooperation zwischen Tages- und Bildungseinrichtungen, d.h. Kita und Schule sowie mit weiteren familienorientierten Akteuren und Institutionen (soziale Dienste etc). In diesem Kontext bietet sich z.B. auch eine erweiterte Perspektive auf den sozialen Nahraum mit seinen Gelegenheitsstrukturen für neue Aneignungs- und Lernformen und dafür, das soziale Kompetenzspektrum zu erweitern. Es eröffnen sich auch Zugänge für einen erweiterten Kreis zu beteiligender Professionen (Quartiersmanagement etc.).

Chancen einer Erziehungs- und Bildungspartnerschaft

Eine Erziehungs- und Bildungspartnerschaft bietet vielfältige Möglichkeiten, für eine förderliche Entwicklung der Kinder zu sorgen. Hierzu schlaglichtartig:

- Das gemeinsame Engagement, der vereinte Blick auf die Entwicklung des Kindes und der regelmäßige individuelle Austausch von Eltern und Fachkräften ermöglichen die Förderung der Erziehungskompetenz von Eltern. Sie können in Erziehungsfragen oder bei der Lösung von Problemen beraten und unterstützt werden (informelle Eltern- und Familienbildung)[4].

3) Zu nennen sind etwa Belastungen infolge des Strukturwandels der Arbeitswelt mit dem Zwang zur Mobilität, wirtschaftliche Schlechterstellung durch Kinder, zunehmende finanzielle Unsicherheit, Abhängigkeit von staatlichen Transferleistungen, unter Druck geratene gemeinsame Zeitstrukturen von Beziehungspartnern/innen sowie in der Beziehung zu den Kindern. Hinzu kommen häufig noch eine wachsende Diskrepanz zwischen Lebensplänen und Lebenswirklichkeit bei Frauen und Männern sowie noch uneingelöste Anforderungen an die Geschlechtersolidarität, z.B. wenn Männer ihre Versorgungs- und Betreuungskompetenzen nicht einsetzen oder weiterentwickeln und die Belastungen einseitig zu Ungunsten von Frauen verteilt sind.

4) Eine repräsentative Befragung von jungen Eltern mit

- Durch den gleichberechtigten Austausch von Erfahrungen und jeweils eigenen Kompetenzen der Eltern und Fachkräfte im Umgang mit den Kindern erfahren die Beteiligten Hintergründe für deren Verhalten, über die Situation in Familie und Tageseinrichtung bzw. Schule. Gegenseitige Lernprozesse werden ermöglicht und Erziehungsziele, -praktiken und der Umgang mit dem Kind können aufeinander abgestimmt werden.
- Durch frühzeitige Verständigung zwischen Eltern und Kita bzw. Schule können in besonderen sozialen Situationen, wie z.B. Trennungen, Scheidungen etc. die Kinder gestärkt werden, Problemen kann vorgebeugt oder schnellere und nachhaltigere Lösungen können entwickelt werden. Prävention ist vorrangiges Ziel der Zusammenarbeit. Durch Vernetzungen mit anderen familienorientierten Einrichtungen und Diensten wie etwa Erziehungsberatungsstellen, Gesundheitsdiensten oder Schuldnerberatung ließen sich die Möglichkeiten noch erweitern.
- Eine enge Kooperation von Kindertageseinrichtungen mit Schulen und Elternhaus schafft Möglichkeiten, den Kindern und Familien den Übergang von der Tagesbetreuung zur Grundschule zu erleichtern.
- Gerade die Integration von Kindern mit Migrationshintergrund, aber auch mit Behinderungen, Verhaltensauffälligkeiten und besonderen Begabungen gelingt in der engen Zusammenarbeit von Elternhaus und Institutionen wesentlich leichter.

Nicht zuletzt stellt eine sinnvoll gestaltete und überprüfte Kooperation einen Beitrag zur Qualitätsentwicklung bzw. -sicherung von Bildungs- und Sozialarbeit dar: Mitarbeitende wirken an einer Aufgabe mit, beobachten sich bei der Arbeit, geben Rückmeldungen und initiieren Verbesserungen. Die Arbeit wird effektiver und Mittel können ressourcenorientierter eingesetzt werden.

Für eine solche Erziehungs- und Bildungspartnerschaft ist insbesondere die eigene Wahrnehmung der Schule als Lebensraum und Erziehungsinstitution wichtig. Auf diese Weise könnte sie auch zur Entwicklung eines Bildungsbegriffs beitragen, der die Lebens- und Erfahrenswelt, sowie vor allem die Lust der Kinder am Forschen fördert. Im Mittelpunkt eines solchen Bildungsbegriffs stehen Konzepte wie etwa „Lernen lernen“, Lernen im Spiel und spielerisches Lernen sowie die gleichberechtigte Zusammenarbeit mit Eltern.

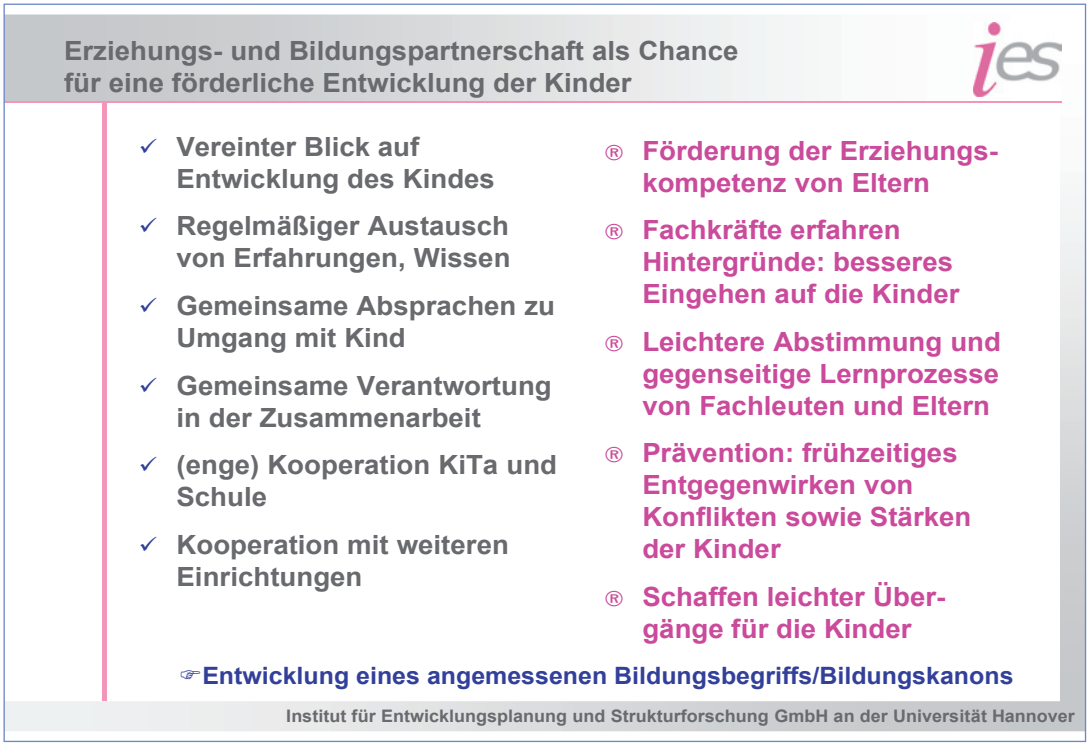

Abb. 3

Strategien und Handlungsansätze

Es existiert bereits eine breite Vielfalt an unterschiedlichen Strategien und Handlungsansätzen der Zusammenarbeit und Vernetzung. Viele sind einer Erziehungs- und Bildungspartnerschaft ähnlich oder können für deren Entwicklung genutzt werden. Die folgende Abbildung zeigt einige ausgewählte Beispiele:

Kindern im Alter von 0 bis 10 Jahren im Haushalt ergab zum Thema „Erziehung, Bildung und Betreuung“ z.B., dass sich 51 Prozent der Eltern mehr Angebote wünschten, mit denen sie in der Erziehung unterstützt werden; vgl. FORSA, März 2005 unter www.bmfsfj.de.

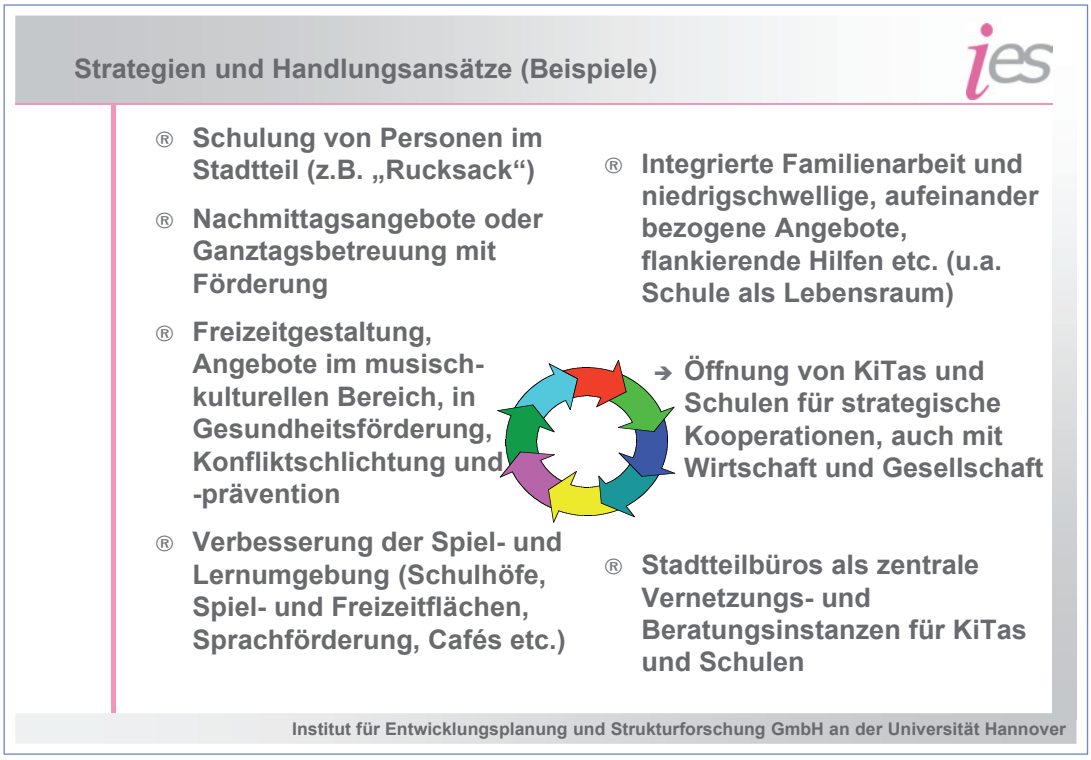

Abb. 4

Im Projekt „Rucksack“ (Caritas-Oberschwaben) werden z.B. Mütter mit Migrationshintergrund in Kooperation mit der Kindertagesstätte zu sog. „Stadtteilmüttern“ in Fragen der Förderung von Kindern geschult. Eine Grundlage der Elternbildung stellt dabei die Sprachkompetenz der Frauen in ihrer Muttersprache als Basis für den Erwerb der Zweitsprache Deutsch dar.

Die Evaluationsstudie „Schule im Stadtteil“ im Auftrag des Städtenetzes „Soziale Stadt“ Nordrhein-Westfalen belegt, dass die „Öffnung“ von Schule ein geeigneter Weg ist, die Entwicklungs- und Bildungschancen von Kindern aus sozial benachteiligten Familien zu verbessern. Sie kann mittels Kooperation adäquat auf die vielfältigen Anforderungen reagieren, mit denen sie aufgrund der Lebensbedingungen ihrer Schüler/innen konfrontiert ist. Deutlich wurde, dass die Bereitstellung von Angeboten in Zusammenarbeit mit Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe sowie mit weiteren Akteuren aus Wirtschaft und Gesellschaft die Voraussetzungen der Schulen z.B. bei der Sprach- und Leseförderung, durch Nachmittags- und Freizeitangebote, in der musisch-kulturellen Bildung oder bei der Integration verbessert.[5]

Das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin oder auch die Elternseminare in Stuttgart bieten integrierte Familienarbeit und niedrigschwellige, aufeinander aufbauende Angebote und flankierende Hilfen für Familien. Eltern lernen die Stärken ihrer Kinder kennen und werden zu Forscherinnen/Forschern ihrer Entwicklung. Ihre eigenen Fähigkeiten werden in Berlin als Potential gesehen. Schulen bieten bereits in der Vorschulzeit Elterngesprächskreise mit Kindertagesstätten für den gegenseitigen Austausch der Eltern.

Neben solchen Angeboten sind auch strategische Kooperationen z.B. in Form von Runden Tischen zu überlegen. Zudem werden Quartiersmanagement bzw. Stadtteilbüros in einigen Städten bereits als Vernetzungs- und Beratungsinstanzen tätig, und auch kommunale Sprachförderkonzepte können wichtige Ansätze zur Entwicklung von Erziehungs- und Bildungspartnerschaften bieten.

Voraussetzungen für eine Erziehungs- und Bildungspartnerschaft

Damit eine Erziehungs- und Bildungspartnerschaft bzw. ein gelingendes Zusammenwirken von Eltern und Einrichtungen für alle Beteiligten eine Bereicherung darstellen kann, müssen für ihre Entwicklung und erfolgreiche Umsetzung eine Reihe von Bedingungen erfüllt sein. Dazu zählen unter anderem:

- Entsprechender Ressourceneinsatz, denn eine Erziehungs- und Bildungspartnerschaft stellt kein Konzept dar, um finanzielle Mittel einzusparen.
- Eine Ressourcensteuerung von Bund, Ländern und Kommunen für eine Öffnung der Kitas und Schulen in die Stadtteile, die zur Förderung von Kooperationen beitragen würde und vor allem dazu, dort Synergien zu erzielen, wo gegenwärtig noch „nebeneinander“ gearbeitet wird.

5) Die Studie kann über die Stadt Essen, Büro Stadtentwicklung bezogen werden (staedtenetz@stadtentwicklung.essen.de)

- Die Schaffung interner struktureller Voraussetzungen in den Einrichtungen bzw. Institutionen, wie z.B. Zeit für Gespräche mit Eltern als organisatorische Bedingung: im Pestalozzi-Fröbel-Haus stehen den Fachkräften z.B. gesonderte Zeitkontingente für Elternarbeit etc. zur Verfügung.
- Eltern benötigen alltagspädagogische Kompetenzen, d.h. entsprechende Bildungsangebote der Familienbildung sind notwendig, wobei auch Wirtschaftsunternehmen aktiv sein können, indem sie betriebsinterne Familienbildungsmaßnahmen anbieten[6].
- Um auch so genannte „bildungsferne" Eltern sowie Mütter und Väter mit Migrationshintergrund zu erreichen, ist es notwendig, „emotionale Brücken" für sie aufzubauen.
- Im Rahmen der Ausbildung der Fachkräfte sollte forschendes und reflektierendes Lernen sowie die Entwicklung und Umsetzung von Kooperationen als integraler Bestandteil oder Qualitätsmerkmal im Curriculum aufgenommen werden. Fachleute in Kindertageseinrichtungen und Schulen benötigen zudem Fortbildungen, da mit den neuen Aufgaben eine Änderung ihrer Berufsrolle hin zu Beratung und Moderation einhergeht.
- Nicht zuletzt sind die Unterstützung durch Stadtteilbüros und andere Dienste und Einrichtungen zu nennen und
- vor allem die Bereitschaft zum Engagement auf Seiten der Eltern, der Erzieher/innen in den Kitas sowie der Lehrenden und Leitenden in den Schulen, denn eine der wichtigsten Bedingungen für eine Erziehungs- und Bildungspartnerschaft ist gegenseitige Information, Verständigung und Respekt bzw. gegenseitige Wertschätzung.

6) Vgl. NETZWERK- RUNDBRIEF März 2005: Doppelter Gewinn: Bildungsangebote im Betrieb für Beschäftigte mit Familie, Hannover; Download ist möglich unter: http://schnittstelle.ies.uni-hannover.de